

SCHRIFTSTELLER

TUCHOLSKY

Adofs Doitsche

Daß unsere Welt in Deutschland zu existieren aufgehört hat“, schrieb der Emigrant Kurt Tucholsky am 11. April 1933 an den Emigranten Walter Hasenclever, „brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen. Und daher: Werde ich erst einmal das Maul halten. Gegen einen Ozean pfeift man nicht an.“

Der Brief an den expressionistischen Dramatiker Hasenclever („Der Sohn“) ist nicht das einzige Zeugnis jener Resignation, die Tucholsky angesichts der Machtergreifung Hitlers publizistisch verstummen ließ.

Im jüngst erschienenen vierten, abschließenden Band der Tucholsky-Gesamtausgabe haben die Herausgeber, Mary Gerold-Tucholsky und Fritz Radatz, erstmals zahlreiche Briefe aus den letzten Lebensjahren Tucholskys bekanntgemacht: Dokumente einer politischen Enttäuschung, deren Konsequenz die literarische Kapitulation, deren Ende 1935 der Selbstmord des 45-jährigen Schriftstellers war. Die Briefe an Walter Hasenclever, der gemeinsam mit Tucholsky 1931 die Komödie „Christoph Kolumbus oder Die Entdeckung Amerikas“ verfaßt hatte, nehmen in dieser Sammlung den größten Raum ein*.

Tucholsky hatte sich bereits 1929 aus Deutschland, dem „Affenstall“, wo „noch am Laternenpfahl zappelnd ... alle stinknational“ seien, nach Hindås in Schweden abgesetzt. 1932 hörte er auf zu publizieren. Er trainierte sein Französisch, büffelte Englisch, las deutsche Klassiker und kaufte keine deutschen Waren mehr.

Zwei Jahrzehnte lang hatte er in aggressiven Artikeln, Feuilletons, Versen und Songs den andauernden Wilhelminismus in Deutschland bekämpft, hatte er gegen alles, was rechts war, schwungvoll angeschrieben. Nun schrieb er aus Schweden unter dem fingierten Absender-Ort Zürich nur noch Briefe, ohnmächtige, zuweilen auch prophetische Episteln der Wut, des Ekels und der Hoffnungslosigkeit. In sein Notizheft, das sogenannte „Sudelbuch“, zeichnete er eine symbolische Treppe mit den aufsteigenden Stufen „Sprechen — Schreiben — Schweigen“.

„Daß ich sowenig wie Sie umgelernt habe, wissen Sie“, schrieb er dem Kollegen Hasenclever, der an die französische Riviera retiriert war. „Aber auf keinen Fall kann man in unserm Alter etwas Sinnloses tun, und das da wäre sinnlos.“

„Das da“ war für Tucholsky der literarisch-journalistische Kampf gegen Hitler. Erbitterter fast als über „Adolf I.“, wie er Hitler in seinen Briefen nannte, ließ er sich über die deutsche Emigration aus, die in „676 kleine Grüppchen“ zersplittert und „auf einem falschen Wege“ sei: „Es fehlt jede Selbstbesinnung. Wer eine solche Niederlage erlitten hat, muß in sich gehen.“

* Kurt Tucholsky: „Ausgewählte Briefe 1913 bis 1935“. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg; 572 Seiten; 38 Mark.



Briefschreiber Tucholsky
„Gegen einen Ozean ...“



Briefempfänger Hasenclever
... pfeift man nicht an“

Und nicht etwa ‚bereuen‘, aber nachdenken.“

Er mied den Kontakt mit den „Freunden aus den Caféhäusern“, mit den „Manifest-Indianern“, die so weitermachten, als sei nichts geschehen.

1935 schrieb er an den emigrierten Romancier Arnold Zweig („Der Streit um den Sergeanten Grischa“): „Sehn Sie sich Lenin in der Emigration an: Stahl und die äußerste Gedankenreinheit. Und die da —? Schmutzedei. Doitsche Kultur. Das Weltgewissen ...“

Auch andere Gegner und Opfer der Nationalsozialisten bedachte er mit dem blinden Hohn und Haß des Enttäuschten und Vereinsamten. Die deutschen Sozialdemokraten, die er schon vor 1933 „Schlafmützen“ genannt hatte, verhöhnte er im März des Jahres, weil sie immer noch beteuerten, patriotisch und „ruhrkämpferisch“ zu sein. 1934 schrieb er an Hasenclever: „Von den deutschen Obboisdionellen höre ich gar nichts — ich fange statt dessen Quellen.“

Schlimmer noch diffamierte Tucholsky, der 1911 „aus dem Judentum ausgetreten“ war, die deutschen Juden — nicht nur jene deutschnational gesinnten, die sogar anfangs das NS-Regime bejahten. Pauschal nannte er die Juden feige, warf er ihnen mangelnden Heroismus und innerliches Akzeptieren der Getto-Idee vor. Tucholsky an Arnold Zweig: „Es ist nicht wahr, daß die Deutschen verjudet sind. Die deutschen Juden sind verbohrt.“

Daß der Pamphletist und Satiriker Tucholsky von 1932 an keine Zeile mehr veröffentlichte, hing zwar auch mit seinem schlechten Gesundheitszustand zusammen; mehrere Operationen hatten ihn geschwächt, und er fürchtete, seiner Schreibe nicht mehr sicher zu sein, gegenwärtige Polemik nicht mehr wie früher parieren zu können. Mehr aber als physische Schwäche lähmte ihn der Anblick der politischen Entwicklung und die Erkenntnis, daß Hitler nicht nur aus eigener Kraft zur Macht gekommen war.

„Dieses ganze Europa“, klagte er 1934 dem Freund Walter Hasenclever, „hat so etwas Verkotztes, Verlogenes, wie lange nicht.“ Er beschuldigte die Franzosen der „Hosenscheißerei“ und Nachgiebigkeit gegenüber den Nazis. England, so meinte er, stünde Deutschland ohnehin näher als Frankreich, und wenn sich das Hitler-Regime zu einer lediglich preußisch-reaktionären Herrschaft modifiziere, würden die Briten freudig Kredite gewähren.

Tucholsky schmähte auch die nicht in jedem Fall emigrantenfreundliche Schweiz. Zwar habe die Schweiz Thomas Mann das Bürgerrecht angeboten, doch für Menschen ohne „diesen lächerlichen Nobelpreis“ sei das saturiert-bourgeoise Land weniger aufgeschlossen. Tucholsky an Hasenclever über die Schweizer: „Unangenehme Leute — ein Hotelvolk. Sie sind nicht für Hitler — aber es sind Emmenthaler Faschisten.“

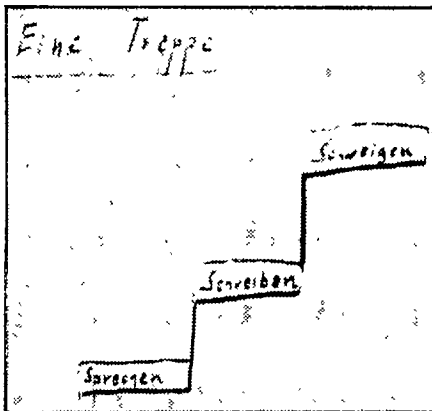
Entschiedener, als er es schon früher getan hatte, verurteilte der pazifistische Sozialist Tucholsky nach 1933 den Stalin-Kommunismus, der die von Hitler verfolgten deutschen Genossen im Stich gelassen habe. So schrieb er 1933 an den ebenfalls emigrierten ehemali-

gen Redakteur der „Vossischen Zeitung“ Heinz Pol (heute USA-Korrespondent deutscher Tageszeitungen): „Hier kann es nie wieder eine Annäherung geben... Mir tut jeder Satz leid, den ich aus falsch verstandenem Mitgefühl gegen Rußland unterdrückt habe. Dieser nationalistische Dreck verdient genau denselben Fußtritt wie Hitler auch.“

Die Sowjet-Union, fand Tucholsky, sei nicht mehr der Hort des Proletariats, sondern „ein Petroleumstaat wie jeder andere auch“. Die Haltung, die der Kreml zu Hitler einnahm, erschien dem enttäuschten Politmoralisten nur noch mit der des Vatikans vergleichbar: Er fand beider Verhalten „genau so schäbig“.

Stalin und den Papst in einem Atemzug abzukanzeln, war eine polemische Spezialität des späten Briefschreibers Tucholsky. Schon Anfang März 1933 hatte er Hasenclever brieflich bekannt, sein Pessimismus werde sich gerade dann verstärken, wenn andere Emigranten möglicherweise wieder Hoffnung faßten: etwa bei einer Einigung zwischen den Nationalsozialisten und der katholischen Zentrumsparterie. Ein solcher Akkord, prophezeite Tucholsky, werde das Hitler-Regime nicht zivilisieren, es aber endgültig konsolidieren.

Nachdem sich das Zentrum während der Konkordats-Verhandlungen des



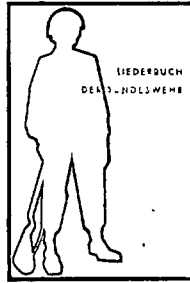
Tucholsky-Skizze im „Sudelbuch“

Vatikans mit Hitler am 5. Juli 1933 selbst aufgelöst hatte, schrieb Tucholsky an seinen jüngeren Bruder Fritz, der nach Prag geflohen war und später nach Amerika emigrierte: „Natürlich ist der Papst törichter als die Russen, er hat Angst vor ihnen, sie aber nicht vor ihm. Wie aber beide ihre Anhänger erst dirigieren, die große Fresse haben und dann sitzen lassen — ich finde das ekelhaft.“

Und, am 15. Dezember 1935, an Arnold Zweig: „Man muß von vorn anfangen — nicht auf diesen lächerlichen Stalin hören, der seine Leute verrät, so schön, wie es sonst nur der Papst vermag — nichts davon wird die Freiheit bringen.“

Vier Tage später entschied der Polemiker außer Diensten, daß er selbst nicht mehr von vorn anfangen wolle: Er nahm Gift, an dem er zwei Tage später starb. Ekel und Resignation hatten ihn überwältigt.

Eine in seinem Sinne bessere deutsche Zukunft vermochte Tucholsky sich nicht mehr vorzustellen. „Man muß“, hatte er 1933 an Freund Hasenclever geschrieben, „die Lage so sehn wie sie ist: unsere Sache hat verloren. Dann



ENZENSBERGERS FEBRUAR-LEKTURE

SOLDATENLIEDER

Deutschlands lyrischen Bestseller dieser Jahre hat kein literarisches Gemüt eronnen, sondern der Führungsstab der Bundeswehr I im Bundesministerium für Verteidigung.

Das erfolgreichste Werk ihrer Dicht- und Tonkunst, das „Liederbuch der Bundeswehr“ (Mösel Verlag, Wolfenbüttel; Musikverlag P. J. Tonger, Rodenkirchen; Voggenreiter Verlag, Bad Godesberg), verdankt die Nation einem unbekannten Ministerialdirigenten. Kein Kritiker hat es gewürdigt, abgesehen von Ex-Verteidigungsminister Franz-Josef Strauß, der's einen „Quell der Freude und der inneren Bereicherung... in frohen und schweren Stunden“ genannt hat. Solche Worte aus sachverständigem Mund lassen aufhorchen.

Wer unserm Staatswesen nicht grün ist, wer gar die Bundeswehr für einen Hort des Imperialismus hält und den Weltfrieden von ihr bedroht sieht, dem sei, mit den Worten des Ex-Ministers, eingeschärft: „Geist und Haltung der Truppe spiegeln sich in ihren Liedern.“ Dort aber herrschen die biedersten Absichten vor: „Die Knödel, die dampfen, der Kronenwirt lacht. Ha, ha, heididel ha ha ha ha ha, heideldö.“ Und fernerhin: „Ein Heil dem deutschen Walde, zu dem wir uns gesellt.“ Das müßte schon ein böswilliger Leser sein, der sich an den Spuren verflossener Herzhaftigkeit stieß: „Der Tag macht unsre Herzen hart, ins Morgenlicht geht unsre Fahrt.“ Das dünkt uns ein dürrtätiger Beleg für revanchistische Absichten. „Ja wir war'n die Herren der Welt und wollen's beim Teufel noch sein.“ Honi soit qui mal y pense.

Nein, der Geist der Truppe ist, nach ihren Liedern zu schließen, wenn auch etwas dümmlich, so doch ohne Arg, und ihre Haltung überwiegend verträumt. Blümlein blau — Morgentau, Äugelein — Schätzchen fein: das ist es, was unsere Bundeswehr in frohen und schweren Stunden innerlich bereichert.

So wäre dem wackern Referenten der starke Absatz, den sein Werkchen fand, neidlos zu gönnen. Weniger mildherzig hört sich an, was sein Kollege von der anderen Seite zu bieten hat: „Die rote Flut, sie steigt an! Vorwärts, Soziali-

sten! Zum Endkampf wir rüsten...! Tragt über den Erdball, tragt über die Meere die Fahne der Arbeitermacht!“ („Soldaten singen“, Liederbuch der Nationalen Volksarmee; Verlag des Ministeriums für Nationale Verteidigung, Berlin.) Solche Lieder sind ihre eigene Parodie. „Die rote Flut, sie steigt an!“ Kein Schlammer hätte das brillanter formulieren können.

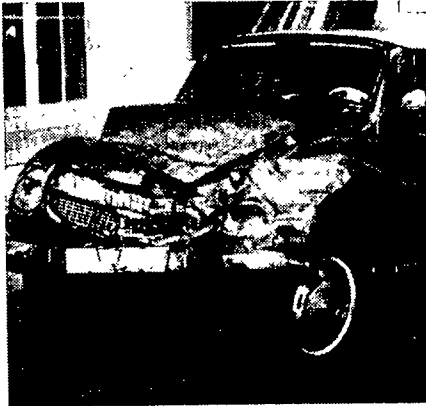
Vergessen wir aber über dem Trennenden nicht, was die beiden militärischen Blütenlesen aus Ost und West verbindet, um nicht zu sagen: zusammenschweißt. Das ist erstens die Impotenz der Textlieferanten, hie der Baumann, Zschiesche, Hoof und (bedauerlicherweise) Hesse; dort der Stranka, Burkert, Kuba und (bedauerlicherweise) Brecht. Das ist zweitens die gesamtdeutsche, gußeiserne Gemütllichkeit: „Rauscht der Nachtwind durch den Baum, träumen wir den schönsten Traum. Gute Nacht! Gute Nacht! Mond und Stern am Himmel wacht.“ So tönt's aus Bonn, und aus Cottbus schallt's zurück: „Hinter Wolken mit dem Wind spielt der Mond verstecken. Leise kommt ein Traum herein, kommt und küßt dich auf die Wangen... brauchst dich (sic!) nicht zu bängen.“

In der Komposition reicht sich das Banausentum von beiden Seiten vollends die Bruderhand zum erwünschten Gemeinschaftserlebnis. Zugleich pampig und duckmäuserisch, infantil und ranzig kommt hüben wie drüben die Begleitmusik daher; J. R. Becher und H. Löns, notfalls auch den wehrlosen F. Schiller, schlägt sie frohgemut über ein und denselben Leisten.

Der „Quell der Freude“ speist sich also aus der kulturellen Kanalisation, aus dem Faulraum der Künste. Den Bonner Veranstalter wollen wir nicht Unrecht tun. Sie haben es ohne Zweifel gut gemeint. Spätestens seit Stalingrad und Hiroshima leben die Soldaten nicht mehr so recht in Gottes Gnaden. Kein Ministerialdirigent kann's ändern. Auf's Blümlein blau will sich die totale Vergeltung nicht reimen; Jucheirassa und Bürgerkrieg schließen einander aus.

Kein Liederbuch wird uns ver-raten, was der Bedienungsmannschaft einer Mittelstreckenrakete in der Brust wohnt. Wer da noch singt, der lügt.

Wissen Sie,
wie der andere
fährt?



Der Fahrer dieses Wagens war bei Dunkelheit und schneeglatte Straße in Richtung Wilhelms-haven unterwegs: „... Bei der Abfahrt von einer Kanalüberführung kam mir plötzlich ein schleudernder Schnellaster auf meiner Fahrbahn entgegen. Da an der Seite Leitplanken angebracht waren, war ein Ausweichen unmöglich, außerdem herrschte Schnee- und Eisglätte. So prallte der Schnellaster mit seinem linken Hinterrad frontal gegen meinen Wagen ...“ (Unfallbericht Herr A. N., Jever.) Der Wagen — Totalschaden —, der Fahrer außer Prellungen unverletzt. Wieder hatte der KLIPPAN-Gurt schwere Verletzungen verhütet oder sogar ein Menschenleben gerettet. Der KLIPPAN-Gürt ist das Ergebnis internationaler Forschung. Er hat sich in vielen tausend leichten und schweren Unfällen bewährt. Nicht zufällig ist KLIPPAN der meistgekaupte Sicherheitsgurt der Welt. KLIPPAN ist im heutigen Verkehr so selbstverständlich wie Scheinwerfer und Bremse. Es ist eine gute Gewohnheit, mit einer Handbewegung den KLIPPAN-Gurt anzulegen, bevor man den Zündschlüssel dreht — auch in der Stadt. Man weiß nie, wie der andere fährt — aber man weiß:



KLIPPAN

aus
TREVIRA®
hochfest

**bietet
Sicherheit**

hat man als anständiger Mann abzutreten.“

Er glaubte an den Einmarsch „Adofs“ in Moskau, an die Niederlage der Bolschewisten („Hunderttausend Arbeitgeber werden aufatmen“) und an den Untergang auch des NS-Regimes.

Dennoch: „Und wenn das (Nazi-Regime) fällt —: wäre denn das ein Fortschritt, wenn sich das ganze Land, waren- und kreditthungrig, wieder mit den amerikanischen Banken einließe? Das wäre also das, wofür wir gekämpft haben?“

FORSCHUNG

TIERPSYCHOLOGIE

Hunger auf Befehl

Im Bremer Olbers-Planetarium lag der Zoologe Dr. Franz Sauer rücklings unter einem aufgebockten Vogelkäfig, in dem eine Klappergrasmücke saß. Über Vogelbauer, Vogel und Forscher wölbte sich ein künstlicher Himmel; er zeigte die Sterne in gleicher Anordnung wie das nächtliche Firmament über der Hansestadt.

Als die Klappergrasmücke im Vogelbauer aufflog, wählte sie die Flugrichtung Südost. Prompt ließ Dr. Sauer im Süden der Kuppel neue Sternbilder am Ersatzhimmel auftauchen und täuschte

gel sicher am Nil entlang in Richtung auf sein Winterquartier.“

Mit anderen Worten: Der Zugvogel wählte unter dem künstlichen Firmament des Planetariums genau den Weg, den er in der freien Natur eingeschlagen hätte, um nach Afrika zu gelangen. Der Beweis war erbracht — die Grasmücke orientiert sich auf ihrer Wanderung am Sternenhimmel.

Autor Dröschers beschreibt dieses Experiment, das vor einigen Jahren Aufsehen unter den Wissenschaftlern erregte, in seinem jüngst erschienenen Buch „Klug wie die Schlangen“**. Sein Werk schildert Methoden und Ergebnisse eines der jüngsten und faszinierendsten Wissenschaftszweige: der Verhaltensforschung.

„In dieser Zeit der technologischen Triumphe“, so umriß der amerikanische Zoologe Donald R. Griffin die Bedeutung des neuen Forschungsgebietes, „ist es gut, sich ab und zu daran zu erinnern, daß lebende Mechanismen oft ungleich leistungsfähiger sind als ihre künstlichen Nachbildungen.“

Diese Erkenntnis hat sich in jüngster Zeit den Forschern auf immer eindrucksvollere Weise bestätigt. So entdeckten Wissenschaftler,

▷ daß die Fühlergelenke der Schmeißfliege mit Sinneszellen ausgestattet sind, die so genau arbeiten wie ein moderner Geschwindigkeitsmesser in



Verhaltens-Experiment mit Hahn*: Drähte im Gehirn

der Grasmücke vor, sie fliege immer weiter südöstlich. Sauer präsentierte den der Jahreszeit entsprechenden Himmel von Prag, Budapest, Sofia, der westlichen Türkei: Der Kurs des Singvogels blieb unverändert — Südost.

Erst als der Sternhimmel des östlichen Mittelmeeres an die Kuppel des Bremer Planetariums projiziert wurde, geschah — wie der Hamburger Buchautor Vitus B. Dröschers schildert — „etwas Seltsames: Wie ein Schiff, das in die Leitlinie eines anderen Leuchtfeuers einschwenkt, so wechselte die Grasmücke die Flugrichtung auf Kurs Süd. Die himmlische Wendemarke... führte den kleinen Vo-

Flugzeugen: Die Sinneszellen ver-raten dem Insekt, wie stark der Flugwind die Fühler nach hinten drückt und zeigt damit an, wie stark der Anstellwinkel der Flügel verändert werden muß, damit eine bestimmte Geschwindigkeit erreicht werden kann;

▷ daß die Stromstöße des Zitteraals, des sogenannten elektrischen Aals, von

* Im Max-Planck-Institut für Verhaltensforschung in Seewiesen (Oberbayern). Links: ein ausgestopftes Frettchen.

** Vitus B. Dröschers: „Klug wie die Schlangen“. Gerhard Stalling Verlag, Oldenburg/Hamburg; 296 Seiten; 24,80 Mark.